

Voneinander lernen? : Verschiedene Orte von Theologie und liminale Laboratorien

Autor(en): **Müller, Christoph**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Theologische Zeitschrift**

Band (Jahr): **72 (2016)**

Heft 2

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-877720>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Voneinander lernen?

Verschiedene Orte von Theologie und liminale Laboratorien

Eine Situation im «Praktischen Semester» (PrSem)¹: Es geht an den ersten Gottesdienst. Die Praktikantin wird ein Gebet übernehmen und dabei vor der Gemeinde stehen. Sie hat im Studium über das Gebet diskutiert, nachgedacht, biblische Gebete übersetzt und analysiert. Aber was geschieht, wenn sie *selber* betet – oder wenn sie glaubt, *nicht* beten zu können, jedenfalls nicht vor und mit anderen? Sie hätte diese Herausforderung umgehen können, wenn sie nicht das «Integralstudium» mit Berufsziel Pfarrerin gewählt hätte (zu dem das PrSem gehört). Aber gehört das Selber-Beten nicht zentral zum Phänomen Gebet, das sie auch theologisch reflektieren möchte? Welchen Fragen setzt sie sich aus, wenn sie entscheiden muss, ob sie ein vorgegebenes Gebet übernehmen will oder nicht? Oder wenn sie selber ein Gebet formulieren wird? Und wie kann sie ein Fürbittegebet gestalten, das nicht die Verantwortung auf «Gott» abschiebt (wie ein Gemeindeglied kritisiert hat)? Wie überzeugend ist, wie der Pfarrer es tut? Oder ist dieser unterdessen zu einem «Berufsbeter»² geworden? Wenn Praktikantin und Pfarrer diese Fragen aufnehmen, befinden sie sich in einem «*liminalen Laboratorium*».

Ich meine damit Ausbildungssequenzen, in denen Spannungsfelder³ zwischen unterschiedlichen Orten der Theologie wahrgenommen und reflektiert werden, v.a. zwischen dem universitären, dem kirchlichen, dem alltäglichen und dem eigenen Leben. Solche «Laboratorien» wurden im Zuge von Reformbemühungen in den letzten 20 Jahren an der Berner Fakultät eingeführt oder (wie

1 Informativ dazu: A. Köhler-Andereggen / D. Plüss (Hg.): Verschränkung. Zwanzig Jahre Praktisches Semester an der Universität Bern, in: konstruktiv. Theologisches aus Bern (Beilage zur Reformierten Presse 39/2015). Vgl. auch den Beitrag von D. Plüss im vorliegenden Band.

2 K. Marti: Berufsbeter. Vier Texte im Vorfeld des gottesdienstlichen Betens, WPKG 61 (1972) 486-488.

3 Theoretischer Hintergrund ist das Ambivalenz-Konzept des Soziologen K. Lüscher, verstanden als ein «sensibilisierendes» bzw. «erschliessendes» Konzept: W. Dietrich / K. Lüscher / Chr. Müller: Ambivalenzen erkennen, aushalten und gestalten. Eine neue interdisziplinäre Perspektive für theologisches und kirchliches Arbeiten, Zürich 2009.

das Vikariat) erheblich ausgebaut.⁴ Es gibt natürlich solche Laboratorien auch ausserhalb der institutionalisierten Orte.

Wenn unterschiedliche Welten aufeinander treffen, werden Spannungsfelder besonders deutlich sichtbar – und damit Herausforderungen und Chancen ebenso wie Abwehr und Verleugnung. Wer sich in diesem Zwischenbereich bewegt, sieht oft einiges mehr und anders als die Exponenten der jeweiligen «Welten». Was für Insider Gewohnheit geworden ist und sich als *Praxis* oder *hidden agenda* etabliert hat, sticht Neulingen und anderen GrenzgängerInnen möglicherweise besonders deutlich ins Auge. Die Beteiligten lassen sich auf noch Unbekanntes ein, experimentieren, riskieren Unsicherheit und laden sich «labor» auf.

I. Theologie in Spannungsfeldern und ihre Sabotage in der Ausbildung

Die liminalen Laboratorien eröffnen neue Perspektiven. Wechselseitige Beziehungen und Spannungsfelder kommen in Sicht, z.B. im liminalen Feld zwischen der Reflexions- und Handlungsebene: Wie wird an der Fakultät gehandelt (z.B. kommuniziert) – und wie verändern oder desavouieren diese Beziehungen die Inhalte? Oder: Welche (implizite) Theologie prägt die Tagesplanung im Pfarramt? Ebenso deutlich zeigen sich die blinden Flecken, wenn solche Zusammenhänge missachtet oder ignoriert werden. Landläufige Denkschablonen wie die Aufspaltung zwischen «Theorie» (= theologische Fakultät) und «Praxis» (= Kirche) erweisen sich als irreführend.

Was die Potentiale der liminalen Laboratorien (bzw. ihre Sabotage) betrifft, haben sich mir in den Gesprächen mit Betroffenen⁵ vor allem zwei Bereiche herauskristallisiert: Hermeneutik und Didaktik, beide in einem weiten Sinn gefasst: als Theorie und Praxis von «Verstehen lernen» (1) und von «Lernen lernen» (2).

1. Verstehen lernen

In allen Gesprächen, die ich mit Verantwortlichen und Beteiligten führte, traten Entdeckungen und Defizite im Bereich Hermeneutik zutage.

4 Ich beziehe mich um der Konkretion willen weitgehend auf die Theologische Fakultät Bern und die Kirchen Bern-Jura-Solothurn, die mir beide aus meiner Berufstätigkeit als Pfarrer (10 Jahre) und Fakultätsmitglied (15 Jahre) vertraut sind.

5 (Ehemalige) Studierende, AusbildungspfarrerInnen, Verantwortliche von Fakultät und Kirche, Kursleiter.

Einerseits scheint es, dass viele Studierende (und nicht nur sie) von einer Text-Hermeneutik geprägt sind, die «*essentialistisch*» *isoliert*⁶ ist. Andererseits erweisen sich die liminalen Laboratorien als ausgezeichnete Gelegenheiten, einer *dialogisch-kontextuellen* Hermeneutik und damit spannungsvollen Verstehensprozessen auf die Spur zu kommen.

1.1. Verstehens-Anfänge: Wahrnehmen des Fremden, Stolpern, Erschrecken und Staunen
Das Berner Praktische Semester ermöglicht zahlreiche neue «Feld»-Erfahrungen⁷. Begegnungen in Kirchgemeinden und Diakonie eröffnen unterschiedliche Lebenswelten mit sehr unterschiedlichen Sprachen, die zuerst oft befremdend wirken. Um sie verstehen zu lernen, braucht es die Fähigkeit, überhaupt erst wahrnehmen und lesen zu lernen.

Im Diakonie-Praktikum beginnt der Student, auf die fremden Menschen zu hören, denen er begegnet: im Dienstbotenheim, in der Strafanstalt, in der Gassenküche. Was teilen sie ihm vom «*dur métier de vivre*» (Rouault) mit? Bevor er selber predigen wird, hört er an fremden Orten unerwartete Predigten dieser Menschen. «Sie sprechen ihre eigene Sprache. Wie kann ich lernen, die Sprache dieser Menschen zu verstehen? Ich bin bereit, zuzuhören. Was höre ich? Ich höre neue Klänge, die mir bisher verborgen geblieben sind» (aus einem Praktikumsbericht). Damit wird eine spannende Entdeckungshermeneutik initiiert.

Es geht vielen PraktikantInnen so. Sie lernen leibhaftig Mehrsprachigkeit. Viele dieser Sprachen sind ihnen zuerst fremd: verbale, erst recht para- und nonverbale Sprachen; milieutypische, schichtspezifische, frömmigkeitstypische Sprachen usw., oder auch Formen von Rationalität, die nicht der gewohnten entsprechen⁸. Dieses Lernen geht nicht ohne Stolpern, es kann irritieren, erschrecken, faszinieren.

Zur Entdeckungshermeneutik, die sich hier anbahnt, gehört auch die Einsicht, dass das Lesen-Lernen nicht nur schriftliche, sondern mit ihnen auch viele andere Texte betrifft, vor allem auch die «*living human documents*» (Ch.V.

6 Diese für meine Beobachtungen treffende Charakterisierung finde ich bei U. Luz: *Theologische Hermeneutik des Neuen Testaments*, Neukirchen 2014, 545.

7 Bei der Konzipierung war der Bezug zum ethnographischen Begriff des «Feldes» wichtig. Ich hätte deshalb die Bezeichnung «Feldsemester» vorgezogen, auch weil ich das Wort «praktisch» nicht besonders klärend finde.

8 Ich halte das Konzept unterschiedlicher Rationalitätsformen auch hermeneutisch für grundlegend: W. Welsch: *Unsere postmoderne Moderne*, Berlin ⁵1997, s.v.

Gerkin) – und damit das Wahrnehmen- und Verstehen-Lernen von Menschen, *dieser* Menschen.

Manchen Studierenden, die von dieser Erfahrung her biblische Texte lesen und studieren, wird aufgehen, dass auch diese Texte äusserst mehrsprachig – und viele von ihnen fremd sind. Die Texte richten sich zuerst einmal nicht an sie, sie gehören nicht selbstverständlich ihnen, auch wenn sie jetzt Theologie studieren.

Es ist ein entscheidender Beitrag, den die universitäre Theologie leistet und leisten sollte: die in manchem fremden Orte und Kontexte biblischer Texte und der kirchlichen Traditionen wahrnehmen und respektieren zu lernen. Ihre Lebenswelten, Kontexte und Selbstverständlichkeiten sind nicht unsere. Wenn ich einen hebräischen Text vor mir habe, kann ich ihn zuerst einmal nicht lesen.

Das ist nicht nur mit alten Texten so. Etwas sehr Ähnliches geschieht auch auf einem unbekanntem heutigen «Feld»: es geht nicht ohne zu stolpern. Es ist anspruchsvoll, sich öfters wieder an den Anfängen des Verstehens zu finden. Noch einmal erste Schritte zu tun, wahrnehmen lernen, achtsam hören lernen, ungläubig staunen, Anfänger-Fragen stellen. Wie verändern sich Bedeutungen, wenn (biblische, traditionelle) Texte in einem heutigen Kontext gehört werden? Wovon ist (nicht) die Rede, wenn das Wort «Gott» gebraucht wird? Was taten und tun Menschen, wenn sie beten? Was hindert sie daran? Wie bin ich selber in diese Fragen involviert?

Die liminalen Laboratorien stellen Räume zur Verfügung, wo dieses Fragen und das damit initiierte Wahrnehmen- und Verstehen-Lernen eingeübt und riskiert werden kann – als offener und auch in den Verfahrensweisen mehrdimensionaler Prozess; als anspruchsvoller Prozess, in dem die Wahrnehmenden auch die von ihnen selber immer schon implizierten Vorverständnisse und Vorerfahrungen (wie z.B. ihre meist mittelständische Sozialisation) berücksichtigen, reflektieren und gegebenenfalls aufbrechen.

1.2. Spannungsvolle «applicatio» als dialogischer Verstehensprozess

Die Vorbereitung, Durchführung und Nachbesprechung eines Gottesdienstes oder einer Unterrichtslektion zusammen mit der Ausbildungspfarrerin oder der Tutoratsgruppe implizieren spezifische Kontexte. Wenn es ein gemeinsames Lernen ist, möglicherweise noch erweitert durch eine darauf bezogene universitäre Veranstaltung, wird die Hermeneutik nicht («essentialistisch») isoliert und ist nicht zersplittert auf diverse Fachdisziplinen.

Der Gottesdienst oder der kirchliche Unterricht sind «hermeneutische Inszenierungen»⁹ mit unterschiedlichen AkteurInnen. Die Praktikantin übernimmt eine ihr unvertraute Rolle. Sie hat möglicherweise bereits einige Konzepte kennengelernt; nun bekommt sie es damit ein zu eins zu tun. Sie kann sich auf die Herausforderungen einlassen, wenn experimentelle Übungs- und Reflexionsfelder zur Verfügung stehen.

a) *Die Lebenswelten und Kontexte aller beteiligten Subjekte kommen in den Blick.* Die Ausbildungsverantwortlichen motivieren die Praktikantin dazu, von Anfang an *Menschen* vor Augen zu haben, eben *diese* am Verstehen *beteiligten* Menschen; und sie ermutigen sie dazu, darauf zu setzen, dass aufmerksame Subjekte eine wichtige Voraussetzung des Verstehens sind. Die hermeneutischen Schritte lassen häufig sichtbar werden, dass Studierende ungeübt sind, (biblische) Texte und heutige Lebenswelten ebenso in eine *wechselseitige* Beziehung zu bringen wie die daran beteiligten Subjekte. Anders als in der «essentialistischen» Hermeneutik stehen die «Inhalte» nicht bereits fest, so dass sie bloss noch clever «angewandt» werden müssten; vielmehr werden sie erst *zugänglich*, wenn sie in den eigenen Lebenswelten *entdeckt* werden.

b) Bei dieser Art Unterricht ist die Unterrichtende nicht nur «Sprachrohr», einseitige Applikatorin; ebenso wenig bieder sie sich an die Welt der Kinder und Jugendlichen an. Vielmehr ist *sie selber als Mit-Subjekt des Verstehens* von Anfang an mit-beteiligt. Was sind *ihre* Kontexte¹⁰? Dasselbe zeigt sich beim Gottesdienst: Was beschäftigt die Praktikantin selbst am Text oder Thema des Gottesdienstes? Was sind die Fragen, die sie beim Erarbeiten der Predigt interessieren? Wie reagiert sie emotional? Wie spielt ihr Körper (nicht) mit? Wo sind Unsicherheiten, Blockaden? Wenn sie sich auf den dialogischen Verstehensprozess einlässt, merkt sie, wo sie *engagiert*

9 Ich habe diese Metapher ausgeführt in: Hermeneutische Landschaften und Inszenierungen. Orientierungen im Pluralismus, in: H. Gerny u.a. (Hg.): Die Wurzel aller Theologie: Sentire cum Ecclesia. FS zum 60.Geburtstag von Urs von Arx, Bern 2003, 69-97.

10 U. Luz nennt ein verbreitetes Defizit bereits in der (*wissenschaftlichen*) *Exegese*, wenn er beobachtet, «wie spärlich Reflexionen über den eigenen Kontext» sind, obschon es keine Hermeneutik gebe, «die einfach neutral und in diesem Sinn «wissenschaftlich» ist und nicht – zugleich – kontextuell und einseitig» (Luz: Hermeneutik [Anm. 6],7).

wird oder wo sie zu etwas (nicht) stehen will. Das verwickelt sie in ein intensiveres Gespräch mit den biblischen Texten¹¹, vielleicht auch den Liedern und anderen liturgischen Sequenzen. Sie entdeckt dort Aspekte, die ihr sonst verdeckt bleiben würden, und ist noch motivierter, diese Texte überhaupt erst einmal kennenzulernen.

c) Anspruchsvoll ist es immer, *Sprache zu finden* für das, was die Studentin mit den Anwesenden teilen möchte, sobald sie sich eben nicht nur als «Sprachrohr» aus der Aufgabe des Mit-Teilens heraushält. Kann sie ihre eigenen Kommunikationsgewohnheiten öffnen und relativieren? Findet sie Sprachen, die sie mit den anderen Menschen teilen kann? In der Begegnung mit ihnen und in den Überlieferungen ist sie einer grossen Mehrsprachigkeit begegnet: erzählender, poetischer, argumentierender, begrifflicher, bekennender Sprache usw.). Wie kann sie dies nun aufnehmen und mit den Lebenswelten *dieser* Menschen und biblischen Texten in Verbindung bringen?

d) Genaues Analysieren der Texte wird ebenso wichtig wie Intuition¹² und Imagination. Wird sie ein Bild brauchen? Wie wirkt die Musik? Eine «*ganzheitliche Interpretation*» legt sich nahe¹³, wie sie in der gemeindlichen Erwachsenenbildung eher eingeübt werden kann als an der Fakultät.¹⁴ Die Dialoge mit Texten werden vielschichtiger, spannender und aufschlussreicher, wenn sie in Kommentaren erwogene Gesichtspunkte ebenso (kritisch) aufnehmen wie die Einfälle und Fragen von Laien (Kindern, Jugendlichen, Erwachsenen), von literarischen Texten, Musik, Bildern, Inszenierungen wie Bibliodrama, Bibliolog usw. Es ist offensichtlich, wie fruchtbar es gerade auch in wissenschaftlicher Hinsicht wird, wenn der universitäre Ort der Theologie in intensiven Kon-

11 Sehr informativ und weiterführend sind die Einführungen von U. Luz in narratologische, befreiungstheologische, feministische und künstlerische Zugänge (v.a. zum Medium Bild) (Luz: Hermeneutik [Anm. 6],7).

12 Dazu die Hinweise von Luz: Hermeneutik (Anm. 6), 524f.

13 Eine bei Luz zentrale Interpretationskategorie (Luz: Hermeneutik [Anm. 6], Sachregister, s.v.).

14 Luz verweist auf die «Erfahrung des «reading with», d.h. der Bibellektüre zusammen mit sogenannten «gewöhnlichen Leuten», wie sie von lateinamerikanischen und afrikanischen Theologinnen und Theologen praktiziert und theologisch reflektiert wird», und fügt bei: «An der Universität (sc. bei uns) wird die Bibel weitgehend isoliert vom «wirklichen Leben» studiert» (Luz: Hermeneutik [Anm. 6],11).

takt kommt mit anderen Orten – wie das eindrücklich im hermeneutischen Grundlagenwerk von Ulrich Luz geschieht.

Und wie bemühend es ist, wenn die Welten auseinanderfallen: wenn theologische Wissenschaft ungewohnte Herausforderungen vermeidet oder abwertet; oder wenn das über viele Jahre akademisch Bedachte wie weggeblasen ist und «die Praxis» oder anscheinend «praktische» Konventionen die Alleinherrschaft beanspruchen.

1.3. «Gott» als menschliches Wort

Studierende werden von Freunden und auch im «Feld» von Leuten auf Gott angesprochen.

An Taufen Beteiligte nehmen (wie auch Gespräche anlässlich anderer Kasualien zeigen) oft wahr, dass «Religion» ein äusserst widersprüchliches Phänomen ist und mit «Gott», «Glauben» und «Kirche» völlig inkompatible Lebenseinstellungen verbunden sein können. «Gott» ist kein selbstverständliches Wort unserer Sprache; wenn von «ihm» geredet wird: wovon wird geredet? Was zeigt sich? Werden Verlegenheiten und Abgründe benannt? Welchen «Gott» brauchen Menschen wirklich nicht¹⁵? Andererseits: Wenn «Gott» verschwiegen wird: Wer oder was wird dann verschwiegen?

Eine Hermeneutik, die sich auf biblische Texte einlässt, kann diese Fragen nicht unterdrücken oder an eine andere Disziplin delegieren. Die Herausforderung ist offensichtlich: Wenn «Gott» ein menschliches Wort ist, verwickelt in alltägliche Lebenswelten, in Handlungsmuster, Machtdiskurse, narrative Gestaltungen: was bedeutet das für den Anspruch auf Wahrheit?

Möglicherweise sind die Studierenden Theologien begegnet, die diese Fragen thematisieren; andererseits begegnen sie auch theologischer Literatur oder nun im Feld z.B. Liturgien, Gebeten, Predigten, Liedern, Bekenntnissen und «Praxis»-Mustern, in denen das Wort «Gott» so gebraucht wird, als ob es selbstverständlich wäre.

Es ist nicht einfach, die spannungsvolle Ambivalenz auszuhalten, Sprache für etwas zu suchen und sich geben zu lassen, das Menschen die Sprache immer wieder verschlägt.

15 Diese Frage wird in P. Guzman's Film «El botón de nacar» gestellt, in dem patagonische Indigene feststellen, dass sie den «Gott» (der Europäer) nicht brauchen.

In den liminalen Laboratorien wird diese Herausforderung in unterschiedlichen Situationen konkret. Wozu will ich stehen und mich bekennen? Wie mache ich transparent, dass ein Glaubensbekenntnis *in einem bestimmten Kontext* bedeutungsvoll wird? Was tue ich, wenn ich bei einem aufwühlenden Trauerbesuch einen Klagepsalm bete? Wo wird mir Sprache geschenkt, die Abgründe und Glückserfahrungen mit-teilt?

2. Lernen lernen

Die liminalen Laboratorien lassen die Einsicht wachsen, dass gemeinsam Lernen lernen eine elementare Dimension von Theologie ist – und keine bloss «technische» Nebensache.

2.1. Sorgfältige und transparente Einführung in die liminalen Laboratorien

Skepsis aufgrund von negativen Vorerfahrungen und abschreckenden Bildern von «Kirche», «Glauben», Gruppen müssen berücksichtigt werden. Diese Vorstellungen sind oft konnotiert mit Manipulation und mit Denk- und Handlungszwängen. Es ist deshalb wichtig, die Topographie und Gestaltung der Laboratorien transparent und mit ihren Lernwegen und -zielen für alle Beteiligten nachvollziehbar zu machen – und damit auch zu ermutigen, Spannungen und Ambivalenzen zu erkennen, auszuhalten und zu gestalten.

2.2. Grundelemente des Lernens

Grundelemente des Lernens erhalten im akademischen Studium oft nicht die nötige Aufmerksamkeit. Ein professioneller Umgang mit dem «Lernen lernen» wird zwar mit Angeboten der Hochschuldidaktik angestrebt. In allen meinen Gesprächen wurden aber Mängel benannt, in denen es um diese Grundelemente geht.

a) Räume, um selbstverantwortlich, gemeinsam und wechselseitig lernen zu können

In den liminalen Laboratorien gehören solche Räume zur Grundausstattung: in der Kleingruppe mit der Ausbildungspfarrerin, in Tutorien und Kursgruppen. Es geht hier auch um Einsicht in die Dynamik von Gruppen (ihre Chancen und Konflikte), um das Entdecken von Begabungen und Grenzen, von Möglichkeiten des Zusammenspiels, um sinnvolle und motivierende Formen von Leistungsnachweisen und (Selbst-)Qualifikationen. Hier kann ein wechselseitiges Lernen zwischen Universität und Kirche entwickelt werden – ist es

doch meist einfacher, die Defizite im anderen System zu sehen und anzusprechen als im eigenen.

b) Aufmerksamkeit für affektive Dimensionen des Lernens

Es ist entscheidend, die Erfahrung machen zu können, sich als Lernende wahrgenommen und als Menschen anerkannt zu sehen; Vertrauen, Begeisterung, eine motivierende Atmosphäre wahrzunehmen; ernstgenommen zu werden auch mit Ängsten (z.B. verletzt, überfordert zu werden) oder mit Empfindungen von Scheu (z.B. in Grenzsituationen; vor dem Mysterium).

c) Feedback-Kultur, Raum für offene, freimütige Dialoge; entsprechende Qualifikationsformen

Sehr oft fehlen Rahmenbedingungen, die dies ermöglichen. Studierende (so sagen einige auch selber) vermissen oder scheuen klare und weiterführende Rückmeldungen, sowohl zu den Stärken als auch zu Schwächen und Ungenügen. Liminale Laboratorien können Freiräume dafür schaffen.

2.3. Theologie lernen – in den Kontexten von Biografie, Persönlichkeit, Identität. Kann darauf verzichtet werden?

Aufschlussreich war die Möglichkeit einer «religiös-existenziellen Beratung», die in Bern für Theologiestudierende während einiger Jahre angeboten wurde. Die Beratung bot «Hilfe zu einem Lernen des theologischen Lernens, in dem explizit *emotionale, biographische und identitätsrelevante Aspekte* miteinbezogen werden konnten»¹⁶. Es zeigte sich, wie stark die Auseinandersetzung mit theologischen Inhalten von *persönlichkeitsspezifischen Voraussetzungen* beeinflusst wird. Es wurde auch sichtbar, wie sich die *Auseinandersetzung mit Tradition, Autoritäten und Elternfiguren* im Studium «nicht zuletzt auf der Bühne theologischer Auseinandersetzungen»¹⁷ abspielt, und wie entscheidend es war, diese Verschränkungen ausdrücken und Selbstreflexion einüben zu können.

Das Angebot wurde aus verschiedenen Gründen nicht weitergeführt. Wurde damit nicht etwas aufgegeben, was nicht hätte aufgegeben werden dürfen? Was ist elementar in einem Studienkonzept, was nicht?

16 Chr. Morgenthaler: Theologiestudium, Erwachsenwerden und Gott jenseits. Religiöse Beratung im Theologiestudium, PTh 90 (2001) 384-398 (384f.).

17 Ebd. 385.396.390.

2.4. Was ist elementar?

Ich nenne noch zwei Punkte, die in meinen Recherchen immer wieder genannt wurden.

a) *Was wird mit der Gestaltung des Studienanfangs für das ganze Studium vorentschieden?* Studierende haben auch deshalb Theologie gewählt, weil sie an elementaren, einfach-schwierigen Fragen interessiert sind, wie sie sich in ihrem Alter stellen. Solche Fragen müssten also gestellt und aufgenommen werden können.

Nachdem die über einige Jahre praktizierten Tutorien für Erstsemestrige aufgegeben wurden, fehlen weitgehend entsprechende Foren an der Fakultät. Die Studierenden, mit denen ich gesprochen habe, sehen in der Delegation der Aufgabe z.B. ans Uni-Pfarramt oder in der Vertröstung auf das Master-Studium keine valable Alternative.

Auch blieb die Frage unbeantwortet, welche Werte und Vorstellungen eines theologischen Curriculums mit den ersten Semestern *de facto* vermittelt werden; dazu gehört auch das Problem, wie sich die faktische Dominanz des Sprachenlernens für viele Studierende auf ihr Theologieverständnis auswirkt.¹⁸

b) *Wie steht es um eine «theologische Synthese»?*

David Plüss hat in seinen Überlegungen zum Praktischen Semester auf den fakultätssystem-internen Sachverhalt hingewiesen, dass sich «die theologischen Disziplinen seit etwa hundert Jahren in deutlich unterschiedliche Richtungen ausdifferenziert (haben). Dies führt dazu, dass sich eine Fachdozentin in den aktuellen Debatten der Nachbarsdisziplin wenig auskennt und eine thematische, Disziplinen übergreifende theologische Synthese von ihr kaum geleistet werden kann. Wenn eine solche erfolgen soll – was selten genug vorkommt –, wird sie den Studierenden aufgehalst»¹⁹. Die liminalen Laboratorien bieten Chancen, hier neue Wege zu finden.²⁰

18 Ich weiss aus eigenen Erfahrung, wie riskant es ist, dieses Thema auch nur zu berühren; dazu auch Chr. Morgenthaler: Kirchen und Fakultäten - Orte theologischen Lernens. Weiterführende Überlegungen zu der Debatte zwischen Peter Bukowski und Eberhard Hauschildt, PTh 90 (2001) 334-348 (340).

19 Köhler-Andereggen / Plüss: Verschränkung (Anm.1), 12.

20 Ich erinnere mich hier an die Institution von gesamtfakultären «Sozietäten», in denen eine Verständigung über Themen im Fokus stand, die von allgemeinem Interesse waren und bei denen es immer schwieriger wurde, geeignete Zeiten und adäquate Gefässe zu finden.

2.5. *Verlegenheiten, Fluchtbewegungen und Blockierungen*

Das Kennenlernen der «Theologie im Feld» löst auch Verlegenheit aus. Dozierende (und Studierende) bekommen z.B. zu spüren, wie segmentär die Lebenswelten und die kirchlichen Erfahrungshorizonte sind, von denen sie geprägt sind und die ihr Vorverständnis mitbestimmen.

Aufmerksame Studienbegleiter beobachten die Ausweichmanöver: z.B. in eine angelernte Wissenschaftssprache, in unreflektierte Formeln oder technische Fragen. Nicht selten kommt es zur Abwehr von kritischen Feedbacks, zur Flucht in vorfabrizierte «Praxis»-Muster und -Rezepte und wird die Möglichkeit, voneinander zu lernen, verpasst.

Wenig lernförderlich sind negative Auswirkungen der fakultätsinternen Spezialisierungen und Zwänge (z.B. des Publikations- und Rankingdrucks) und des Bologna-Systems (das m.W. nie wissenschaftlich evaluiert wurde): Was sind Folgen für die Fakultät? für das Lern-Klima? Welche Art Prüfungen verhindern lernförderliche Qualifikationen? Was bewirken Obligatorien und das Punktesammeln? usw.

II Verschiedene Orte von Theologie: Potentiale, Selbstschädigungen und Perspektiven

Meine (begrenzten) Recherchen und Gespräche haben gezeigt, dass die ins Auge gefassten verschiedenen Orte von Theologie ein in vieler Hinsicht noch ungenutztes Potential bergen (1). Die erheblichen Defizite, die sich ebenfalls deutlich zeigten, sind durch Theologien bedingt, die sich als isolierte Konzepte und damit als dialogunfähig oder -feindlich profilieren (2). Welche «Kaperbriefe» wären auszustellen (3)?

1 Potential

1.1. Potential liegt einerseits in den besonderen Stärken der beiden Orte, die sich in den wechselseitigen Beziehungen noch überzeugender entfalten können.

Theologie am Ort der Universität erforscht bestimmte Bereiche, Dimensionen und Aspekte biblischer, kirchen- und theologiegeschichtlicher Traditionen und gelebter Religion in der reformierten Kirche und in ökumenischer Weite. Die Wissenschaftlichkeit bemisst sich am profilierten Gegenstandsbezug, an der Reflexionskraft und der entsprechenden Transparenz von Voraussetzungen, Erkenntnisinteressen und Reichweiten. Hermeneutik und Didaktik sind elementare Dimensionen.

Für die *Theologie am Ort der Kirche* spielen Handlungszusammenhänge eine wichtige Rolle, wobei «Handlung» sehr vielfältige Phänomene umfasst, vor allem Bezüge zu unterschiedlichsten Lebenswirklichkeiten. Dieser Ort der Theologie impliziert unweigerlich theologische Orientierungen und ermöglicht deren kritische Reflexion.

1.2. Potential liegt in besonderer Weise in den *wechselseitigen Beziehungen zwischen den beiden Orten*. Die «liminalen Laboratorien» bringen es an den Tag, wenn ihnen denn Raum und Zeit eingeräumt werden. Die innovative Kraft der dort zu entdeckenden Spannungsfelder ist noch in vieler Hinsicht ungenutzt, sowohl im Blick auf die Wissenschaft als auch hinsichtlich der kirchlich-nichtkirchlichen Felder.

2 Selbstschädigungen

Sie liegen vor, wenn Spannungsfelder aufgelöst werden und eine kontextuell-dialogische Hermeneutik ausgeschlossen wird. Ich nenne drei miteinander verwandte Typen, die es in dieser Reinform zum Glück nicht gibt:

2.1. Isolierung und Sondersprache

Die Fakultät organisiert sich so, dass sie auf wechselseitigen Beziehungen zu anderen Orten der Theologie nicht angewiesen ist. Sie sieht ihre Stärke als Konföderation von weitgehend «autopoietischen» Teil-Systemen.

Umgekehrt sehen Pfarrpersonen ihre «Praxis» als das Feld, für das sie allein kompetent sind.

2.2. Vereinnahmung

Die akademische Ausbildung wird kirchlich vereinnahmt. Der Fakultät wird vorgegeben, wie sie der Kirche (bzw. bestimmten Repräsentanten von Kirche) zu Diensten stehen soll; die universitäre Ausbildung bereite sonst nicht auf das Pfarramt vor, sei «praxisfremd» bzw. nicht «praktisch»²¹.

2.3. Reduktiv-einseitige «Applikation»

Die theologische Ausbildung nimmt nach diesem Modell für sich in Anspruch, die «theoretische» Grundlage zu bieten, die anschliessend in der «Praxis» «an-

21 Das Wort «praktisch» kann irreführend sein; im Alltagsgebrauch ist es oft gleichbedeutend mit «leicht anwendbar» oder «glatt einzupassen», z.B. in einen vorgegebenen Handlungszusammenhang. Wissen und (Selbst-)Reflexion stören meistens eine solche Glätte.

zuwenden» ist. Theologisches Wissen soll dort «auf die Situation hin» bzw. «in die Situation hinein» «heruntergebrochen» werden. Die *wechselseitige* Beziehung zu anderen theologischen Orten erscheint unnötig. Der typische Vorwurf: die Ausbildung werde sonst «verkirchlicht» und ihre wissenschaftliche Qualität beeinträchtigt.

3 Der Praktische Theologe als Freibeuter?

Albrecht Grözinger hat den Praktischen Theologen als «Freibeuter» beschrieben. Der Freibeuter ist nicht sesshaft; aber im Unterschied zum Piraten arbeitet er nicht auf eigene Rechnung, sondern besitzt einen Kaperbrief, der ihn (oder sie) in eine bestimmte Verpflichtung setzt. «Worin bestünde ein Kaperbrief für den praktisch-theologischen Freibeuter?»²².

Meine vorangehenden Beobachtungen zu den liminalen Laboratorien haben eine Reihe von Schätzen und auch von Defiziten und blinden Flecken im jetzigen Studienmodell benannt. Von der Freibeuter-Metapher aus könnte also gefragt werden, welche Theologie-Schiffe noch seetüchtig sind, und welche rechtzeitig gekapert werden sollten, damit sie nicht, von Löchern durchsiebt, wie sie sind, samt ihren Schätzen untergehen. Oder welche Schiffe unbedingt ausgebaut oder (wieder) neu vom Stapel gehen sollten. Auch diese Aufgabe erfordert gewiss einen «Akt der intellektuellen Anstrengung»²³, auch von allen anderen Disziplinen.

22 A.Grözinger: Der Praktische Theologe als Freibeuter, in: D. Plüss / J. Stückelberger / A. Kessler (Hg.): *Imagination in der Praktischen Theologie*. FS für M. Baumann, Zürich 2011, 17-20 (18).

23 Ebd. 20.

Abstract

Im Fokus stehen Ausbildungssequenzen im (Berner) Theologiestudium (= «liminale Laboratorien»), in denen Ambivalenzen und Chancen wechselseitiger Beziehungen zwischen unterschiedlichen Orten der Theologie wahrgenommen, reflektiert und gestaltet werden (v.a. zwischen Universität und kirchlich-nichtkirchlichen Feldern).

Diese «Laboratorien» erweisen sich als exzellente Gelegenheiten, einer dialogisch-kontextuellen Hermeneutik und damit spannungsvollen Verstehens- und Handlungsprozessen auf die Spur zu kommen und eine oft noch prägende «essentialistische» (Text-) Hermeneutik aufzubrechen. Ein grosses innovatives und kritisches Potential sowohl im Blick auf das Theologie-Lernen wie die theologische Wissenschaft und kirchlich-nichtkirchliche Felder ist noch zu entdecken.

Christoph Müller, Bern